

Sepp Tiefenbacher

Erlebtes und Erreichtes

Am 4. Februar 1925, morgens um 3 Uhr, wurde ich als Wunschkind im Holzknecht-wirtshaus „Zum Unterberg“ in eine Großfamilie hineingeboren. Zu ihr gehörten meine Großeltern und Eltern sowie die um neun Jahre ältere Schwester Franziska (Fanni). Als „Mädchen für alles“ hatten wir die Dirn Resi. Die Großeltern lebten im

Ausgedinge, Mutter führte das Wirtshaus, Vater arbeitete wochentags als Holzknecht mit einer „Pass“ (Arbeitsgruppe) im gräflichen Wald. Fanni besuchte die 4 km entfernte Volksschule in Gutenstein. Im Stall waren drei Kühe, drei Mastschweine und eine Schar Hühner.

Kinderzeit

Vater war nach zweimaliger Verwundung vom 1. Weltkrieg 1918 hoch dekoriert als Feldwebel heimgekommen. Er fand bei der Stadtpolizei Berndorf Arbeit. Seine spätere Ehefrau, meine Mutter, war im Hotel Schander ebenfalls in Berndorf als Köchin tätig. Die gemeinsame Tochter Fanni war bei Mutters Eltern in guter Obhut.

Als Vaters Eltern auf Grund ihres Alters kaum mehr in der Lage waren, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, drängten sie ihn zu heiraten, heimzukehren und das Holzknechthäusl zu übernehmen. Für die Eltern war dies ein schwerer Entschluss. Sollte nun Vater wieder als Holzknecht arbeiten und Mutter sich wie eine Stalldirn um die Kühe kümmern? Andererseits sah sich Vater verpflichtet, für seine Eltern zu sorgen – Alterspensionen waren damals noch unbekannt. So fand am 10. Mai 1920 die Hochzeit statt und man zog in die Steinapiesting.

Doch zugleich suchte Vater erfolgreich um eine Gasthauskonzession an, da der Weg auf den Unterberg bei uns vorbeiführte und der Tourismus einen Aufschwung nahm. In den Folgejahren bauten die Eltern im Dachboden einige Fremdenzimmer aus, die an „Sommerfrischler“ vermietet wurden. Viele von ihnen kamen als Stammgäste immer wieder. Das Haus wurde durch eine aus Holz gebaute verglaste Veranda vergrößert.

Eineinhalb Jahre nach meiner Geburt erlag Großvater beim Butterrühren einem Schlag-



Gasthaus „Zum Unterberg“ – mein Elternhaus
in den 1930-er Jahren

anfall. Tagsüber war ich nun meist in der Obhut der Großmutter. Sie war religiös, hing jedoch auch am überlieferten Hexen- und Aberglauben, wie damals auch noch viel jüngere als sie. Kam die Sprache darauf, brauste Vater regelmäßig auf: „Was für einen Blödsinn erzählt Sie da dem Buben.“

Es gibt keine Hexen und auch keine Geister.“ Mir versicherte er, ich müsse mich weder am Tag noch nachts vor Geistern oder Gespenstern fürchten; es gäbe sie nicht, das sei überholter Aberglaube. Er sprach Großmutter in der dritten Person an, ich durfte zu ihr wie auch zu meinen Eltern „du“ sagen. Großmutter kannte viele Kräuter und sammelte sie für Heiltees. Auch wusste sie die Plätze, wo essbare Pilze wuchsen. Bei ihren Wanderungen begleitete ich sie fast täglich. Sie trug immer ihre alte Tracht mit dem zu einem „Bund“ geknoteten schwarzen Kopftuch. Da sie ihre alte Mundart sprach, wurde diese zu meiner Muttersprache.

Im Kältewinter 1928/29 froren im Tal sämtliche Brunnen zu. Man holte das Wasser aus dem vorbei fließenden Bach. Durch die extreme Witterung verendeten viele Wildtiere, einige von ihnen sicherlich auch im Bach. Wohl als Folge davon erkrankte ich an Bauchtyphus. Um 1893 hatte die aufstrebende Fremdenverkehrsgemeinde Gutenstein in der vorderen Steinapiesting ein Notspital für Patienten mit ansteckenden Krankheiten erbaut. In dieses musste ich nun mit meiner Mutter übersiedeln. Nach einigen Wochen war ich ausgeheilt, doch fehlte weiterhin der Appetit und ich blieb schwächlich.

Schuljahre

1931 erfolgte mein Schuleintritt. Schon in den ersten Tagen gab es ein böses Erwachen. Schriftdeutsch wirkte auf mich wie eine Fremdsprache. Wegen meiner Mundartausdrücke wurde ich von unserer Frau Lehrer und den Mitschülern gehänselt. Noch dazu erkrankte ich im ersten und zweiten Schulwinter an Lungenentzündung. Als Gegenmittel gab es, vom Arzt verordnet, eiskalte Ganzkörperwickel, an die ich noch viele Jahre mit Schauern zurückdachte.



Mit kurzer Hose auf Schiern – meine Volksschul-Winterbekleidung

Eine Krankheitsursache war wohl meine Winterbekleidung: Eine lange Unterhose und darüber eine kurze Hose mit langen Schafwollstrümpfen. An diesen blieb der Schnee hängen und taute erst in der Klasse ab, was zu nassen Füßen führte. Sicher waren andere Kinder ebenso bekleidet, doch waren sie wohl von Natur aus widerstandsfähiger. Die Folge des wochenlangen Fehlens waren schlechter Lernerfolg und eine Abneigung gegen die Schule. Ich blieb zwar nie sitzen, doch im Zeugnis fanden sich oft mehr Dreier als Einser, wofür ich von Vater Strafpredigten in seinem Feldwebelton hinnehmen musste. Erst in der dritten Volksschulklasse holte ich mit einem neuen Lehrer in allen Fächern auf. Mein Appetit hatte sich gebessert, ich war kräftiger geworden. Dafür bekam ich von Vater die Zusage, bei weiterem Schulerfolg in Pernitz die Hauptschule besuchen zu dürfen.

Die Aufnahmeprüfung schaffte ich ohne Probleme, so wie zwei Mädchen und drei weitere Buben aus Gutenstein. Mein täglicher Schulweg war nun zehn Kilometer lang. Unser Dienstmädchen borgte mir ihr Fahrrad, um nach Pernitz zu fahren. Im Winter fuhr ich mit meinen „Bretteln“ (Schi) bis Gutenstein. Von dort ging ich einen Kilometer zu Fuß zum Bahnhof, um mit dem Zug nach Pernitz zu kommen.

Zu Hause hatte sich Manches geändert. Zum von der Volksschulzeit gewohnten Holztragen kam nun täglich das Zusammensetzen der Milchzentrifuge (damit wurde die

Milch in Rahm und Magermilch geteilt). Eine ungeliebte Arbeit war das Serviettenfalten. In den Ferien raubte mir das Kühehalten den Großteil meiner Freizeit. In den ersten Jahren hatte ich aus Nachbarhäusern noch zwei ältere Hirten als Gefährten. Nach deren Schulabgang blieb ich jedoch mit meinen Kühen allein in der Einsamkeit des Waldes. Dabei fand ich einen intensiven Zugang zur Natur.

In unserem Wirtshaus verkehrten Fuhrleute und Holzknechte, Jäger und Förster. Oft lauschte ich Wilderer-Geschichten und den mit Jägerlatein gespickten Jagdberichten. So reifte in mir der Wunsch, Förster zu werden. Auch begann ich, mir in meiner Abgeschiedenheit als Kuhhirte zu bekannten Liedmelodien eigene Texte auszudenken,

wenn ich nicht gerade in ein Buch vertieft war.

Ein wenig mehr Freizeit erhielt ich ab 1938 durch die verpflichtende Mitgliedschaft bei den „Pimpfen“ (Junge Hitlerjugend). Wöchentlich gab es einen gemeinsamen Nachmittag („Appell“) mit Singen, Exerzieren und Spielen. Die Teilnahme an einem Wochenendlager mit Lagerfeuer und Nächtigung in Zelten wurde für mich als eifrigen Karl May-Leser zu einem Höhepunkt meiner Kinderjahre.

Der Abschluss der Hauptschule brachte auch eine Antwort auf die Frage meines Berufswunsches. Vater erklärte: „Du wirst daheim gebraucht!“ Dagegen gab es keinen Widerspruch.

Kurze Jugend

Es mangelte nicht an Arbeit in der Landwirtschaft. Die meisten Männer waren bereits zur Wehrmacht eingerückt, Gemeinschaftsarbeit war daher oft unabdingbar. Beim ersten Morgengrauen wurde mit dem Mähen begonnen, im Abenddunkel die letzte Heufuhre abgeladen. Doch die Arbeit machte mir nichts aus. Vom Herbst an, nach dem Streurechen, arbeitete ich mit Vater im Holzschlag, bis es an der Zeit war, im Frühjahr wieder die Wiesen zu räumen.

Da ich Vater immer noch wegen der Forstschule bedrängte, erlaubte er mir im Herbst 1940, die für Kinder kleiner Landwirtschaften kostenlose zweisemestrige Winterlandwirtschaftsschule in Gaming zu besuchen. Da gab es viel zu lernen. Mit den Schülerinnen der Mädchenklasse, die für uns kochten, gab es auch Tanzabende. In den Weihnachtsferien durften wir nach Hause fahren. Da Vater jetzt alleine und nicht mehr mit einer Passe arbeitete, wartete er trotz tiefen Schnees schon auf meine Hilfe im Wald. Wir schnitten die Bäume nur um, denn aufarbeiten konnte er sie auch alleine, sobald ich wieder in Gaming war.

Im zweiten Wintersemester machte ich auch den Führerschein für Motorrad und Traktor.

Daheim wurde im großen Stadel ein neuer Stall mit Futtergang errichtet. Der alte wurde zur Waschküche, in der es nun auch eine Badewanne und eine Pumpe für Wasser aus dem Brunnen gab. Im Sommer 1942 war für uns Siebzehnjährige Musterung. Ich meldete mich zu den Gebirgsjägern.

Im Herbst rückte ich zum Reichsarbeitsdienst nach Dietersdorf bei Fürstenfeld ein. Der Arbeitsdienst machte mir keinerlei Probleme. So wurde ich mit einigen Kameraden als Hilfsausbildner ausgewählt. Nach der ersten Weihnachtsfeier fern von daheim, der dann noch drei weitere folgen sollten, kamen wir Hilfsausbildner nach Graz, erst als Wachmannschaft, dann zu einer „Schleifausbildung“ mit besonderem Drill beim Exerzieren und bei Spatengriffen; leider erfuhren wir nichts über Menschenführung.

Nach dem Abschluss wurden wir zu Vormännern befördert. Dabei lernte ich Karl Melcher kennen, einen Bauernsohn aus Maria Schutz am Semmering. Wir kamen in das Arbeitsdienstlager Wetmannstetten, wo Melcher und ich jeweils einen Trupp übernahmen. Als Obervormann rüstete ich ab, daheim wartete bereits wieder viel Arbeit.

Wehrmacht

Ende Mai rückte ich nach Innsbruck zur Wehrmacht ein. Dort traf ich auch wieder Karl Melcher. Wir kamen in die gleiche Gruppe. Auf die Gebirgsjägerausbildung folgte der Kriegseinsatz in Italien, erst zur Entwaffnung des italienischen Militärs und zur Bahnsicherung, dann zur 5. Gebirgsdivision, die in den Abruzzen kämpfte. Auf der winterlichen Bahnfahrt in Viehwaggons erkrankte ich an Gelbsucht, in Florenz kam ich ins Lazarett. Nach Abheilung der Krankheit traf ich bei meiner Einheit ein. Melcher und ich kamen zur 7. Kompanie des Gebirgsjägerregiments 100 in die so genannte „Gustavstellung“.

Hier freundete ich mich mit Heinz Bisching aus München an. Er war schon in Kreta und Russland eingesetzt gewesen. Nach fünf Verwundungen ging ihm der Ruf voraus, das Soldatenglück gepachtet zu haben. Ich war bei jedem Unternehmen an seiner Seite und er brachte mir das bei, was man als Frontsoldat zum Überleben brauchte.

Aus unserer Stellung herausgezogen lösten wir ein Fallschirmjäger-Bataillon in Cassino ab. Unser Frontabschnitt lag zwischen Mt. Cassino und Mt. Cairo. Dort fiel Bisching unmittelbar neben mir. Eine Granate hatte ihn in der Mitte zerrissen. Seine sterblichen Überreste brachte ich, in eine Zeltplane gehüllt, zum Truppen-Verbandsplatz. Vier Tage danach wurden Melcher und ich von einer Granate verwundet. Nach unseren Operationen kam Melcher mit einer Phlegmone in die Heimat, ich wieder an die Front. Unser Bataillon erlitt schwere Verluste. Rückzugsgefechte folgten, die nächtlichen Absetzmärsche betrugen zwischen 45 und 60 km. Es ging das Gerücht um, wir kämen nach Frankreich.

In der Poebene angelangt, kam der Befehl zum Rückmarsch an die Adria. Auf unserem Marsch durch San Marino kamen wir nach Gemmano, einem kleinen Dorf, das zur Schlüsselstellung der Front wurde. Am 5. September 1944 betrug die Grabenstärke unseres Regiments ca. 3.000 Mann. „Der Engländer“ griff mit voller Härte immer wieder an, unterstützt von Panzern, Fliegern und überlegener Artillerie, sogar mit schwerer Schiffsartillerie von der Adria-

küste. Die verlustreichen Abwehrkämpfe unseres Regiments wurden im Wehrmachtsbericht lobend erwähnt – es war eine blutige Ehre: Das Dorf hatte sechsmal den Besitzer gewechselt. Als wir am 23. September herausgezogen wurden, waren uns noch an die 400 Mann.

Aus Nachersatz, genesenen Verwundeten und dem Rest des Regiments wurde eine bataillonstarke Kampfgruppe zusammengestellt. Die offizielle Begründung war, ein Infanterieregiment im Raum Imola zu unterstützen. Wie sich später herausstellte, gab es auch eine weniger offizielle: Wir sollten unserem Bataillons-Kommandanten das Ritterkreuz verdienen.

Bei strömendem Regen gingen wir in eine Bergstellung vor. Ich grub mir unterhalb der Stellung ein Unterstandsloch in den Hang, um beim Liegen zumindest mit dem Oberkörper im Trockenen zu sein. Seit Tagen litt ich an Durchfall. Nach einer Woche war die Stellung nicht mehr zu halten. Wir setzten uns bei anhaltendem Regen völlig durchnässt ins Tal ab, um auf dem Bergrücken jenseits des Baches in Stellung zu gehen. Da es weitem keine Brücke gab, mussten wir durch den Bach waten.

Als wir die Höhe erreichten, dämmerte es schon. Die dort befindlichen Fahrzeuge rüsteten zur Abfahrt. Bei einem Funkwagen konnten wir gerade noch das Ausleeren eines Kanisters Erdäpfelsalat verhindern; die Funker schüttelten ungläubig die Köpfe, als sie hörten, dass wir seit dem Frühstück nichts mehr in den Magen bekommen hatten. Beim Feldweibel eines abfahrbereiten Sanitätsautos meldete ich mich wegen des Durchfalls krank. Mit den Essensträgern ging ich zurück zum Tross. Im Krankenrevier wurde ich für einen Erholungs-aufenthalt in Garda vorgeschlagen.

Zu fünft machten wir uns auf die abenteuerliche Reise zum Gardasee. Mit dem Auto wurden wir bis Bologna gebracht, wo wir tagsüber blieben. In der Nacht ging es per Anhalter Richtung Po. Die wartende Kolonne war so lang, dass wir nicht mehr an das andere Ufer gelangten. In der nächsten Nacht gelang es uns, über den Po und bis

Mantua zu kommen. Per Anhalter und mit einer Schmalspurbahn erreichten wir Garda. Die vierzehn Tage dort vergingen wie im

Flug. Als ich wieder zu unserer Einheit stieß, lag diese in den Seealpen im Raum Cuneo. Von dort marschierten wir in das Aostatal.

Am Dach Europas

Am 6. Dez. 1944, beim Marsch zu einem Partisaneneinsatz auf den Großen St. Bernhardpass überraschte uns der Winter einbruch mit reichlich Schnee und eisiger Kälte. Am 21. Dezember griff die Kompanie von zwei Seiten das Hospiz an. Die Partisanen flüchteten in die Schweiz. In das Hospiz gelangten wir durch ein Fenster im ersten Stock, so hoch lag der Schnee.

Am Heiligen Abend erfolgte die Ablöse durch eine Füsilierkompanie, tags drauf marschierten wir singend durch die alte Stadt Aosta nach Courmayeur und bezogen zuerst in Dolonne, dann in Entrèves direkt am Fuße des Mt. Blanc Quartier. Dem Skitrupp zugeteilt gingen wir in Spähtrupps bis zur Schweizer Grenze vor. Unsere Hauptaufgabe war aber, über den Brenva-gletscher den am Col de la Seigne liegenden Zug mit Nachschub zu versorgen. Wir erlebten gewaltige Lawinenabgänge, eisigen Frost und Schnee in Massen, wie es nur ein strenger Hochgebirgswinter bieten kann.

Beim Freilegen der Seilbahn-Bergstation am Mont Fréty (2.173 m) wäre ich beinahe abgestürzt, einen Tag vor meinem 20. Geburtstag. An diesem sollte die Turinerhütte von uns besetzt werden, das Unternehmen scheiterte an einem Schlechtwettereinbruch. Die Hütte wurde am 16. Februar von einer Gruppe der Regiments-Sturmkompanie eingenommen. In der folgenden Nacht sollte diese in einem Überraschungsangriff die Bergstation des Lastenaufzugs von Chamonix und die Hütte am Col du Midi besetzen. Noch vor der Morgendämmerung folgte unser Zug, mit Nachschub schwer bepackt, von der Bergstation am Mt. Fréty der im Schneelicht kaum erkennbaren Spur der Sturmkompanie.

Beim Aufstieg über den Toule-Gletscher wurden wir von einem französischen Doppeldecker bombardiert. Es dauerte Stunden, bis wir die steile Eiswand zur

Toule-Scharte durchstiegen und zum Col du Géant gelangten. Da erreichte uns die Hiobsbotschaft vom blutigen Scheitern des Unternehmens. Von nun an stiegen wir täglich schwer beladen als Träger zur 3.322 m hoch gelegenen Turinerhütte auf.



Entrèves im Aostatal, Winter 1944/45

Inzwischen besetzten die Franzosen oberhalb des Kleinen St. Bernhardpasses, hinter dem von der 6. Kompanie besetzten Roc Noir-Gipfel einen Almstall. Sofort wurde eine Kampfgruppe zusammengestellt, der auch Melcher zugeteilt war. Am frühen Morgen griff die Gruppe an, das Unternehmen scheiterte am harten Widerstand der Franzosen. Melcher erlitt einen Lebersteckschuss. Die Verwundeten mussten den

Tag über in Schneehöhlen kauern, um in der folgenden Nacht über einen von den feindlichen Truppen eingesehenen Grat in Ackjas zum Stützpunkt Traversette und, über einen Steilhang abgeseilt, zum Hospiz gebracht zu werden. Melcher kam ins Lazarett nach Aosta. Ein Teil unseres Zuges stieg zur selben Zeit zum Pass auf. Als wir hundemüde das Hospiz erreichten, war es bereits dunkel. Doch wir mussten auf der Spur der Nachschubträger weiter, erst den Berg hoch und zum Schluss über den erwähnten, mit Seilen gesicherten Steilhang, in unsere Stellung auf Traversette.



*Am Kleinen Sankt Bernhard
Ostern 1945*

Im entleerten, feuchten Wasserreservoir bezogen wir unser Quartier. Untertags hatten wir Wache in den vorgelegten MG-Ständen. Östlich führte ein schmaler Grat vor zum Roc Noir-Gipfel. Er wurde von uns „Köpferl“ genannt. Auf dem Grat und in die Talmulde, welche uns von der feindlichen Stellung trennte, waren wir jede Nacht als Spähtrupp unterwegs. Am Gründonnerstag hatte ich nachmittags bei leichtem Schneefall im mittleren vorgeschobenen MG-Stand Wache. Das feindliche Artilleriefeuer wurde immer heftiger, sodass ich mit einem Angriff rechnete. Ich trug keinen Stahlhelm, um die Ziele der heransausenden Granaten abschätzen zu können. Da rauschte es erneut und ich erkannte, dass die Granate mir galt. Dann geschah alles fast gleichzeitig: Mit einem Sprung lag ich im Deckungsloch flach, ein Knall zerriss mir fast das Trommelfell, Schneemassen stürzten auf mich nieder und mauerten mich wie in einer Lawine ein. Kameraden gruben mich aus. Die Folge war ein bleibender starker Gehörschaden.

Die Angriffe der Franzosen begannen am Karsamstag um ca. 8 Uhr morgens frontal aufs Köpferl. Unter schwerem Artilleriefeuer schossen wir auf die stürmenden Franzosen. Dabei wurde ich am Rücken verwundet. Beim dritten Ansturm fiel das Köpferl. Die Lage war nun noch kritischer, doch die Stellung konnte bis zur Kapitulation der Südfront am 2. Mai gehalten werden.

Gefangenschaft

Bei Kriegsende kam ich in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Im Hungerlager Ghedi erhielten wir nur Dörrgemüse und eine Woche hindurch statt Brot täglich fünf Keksscheibchen zu essen. Unser Arbeitseinsatz erfolgte in Bari. Hier war es kaum besser. Unter einem vom Lager unabhängigen Kommando arbeiteten wir im Hafen.

Bei einer vom ganzen Lager geplanten Protestaktion verlor ich durch einen Schlag mein linkes Augenlicht – Militärpolizei prügelte unter dem Schutz von Maschinengewehren mit Schlagstöcken auf uns ein. Mir gelang es noch rechtzeitig, in den Hafen

zu unserer Arbeitsstätte zu kommen. Die hier zuständige Ärztin konnte ich von einem Arbeitsunfall überzeugen. Nach kurzem Lazarettaufenthalt und vielen Vertröstungen wurde ich in Neapel einem deutschen Augenarzt vorgeführt. Von ihm erfuhr ich, dass der Sehnerv durchtrennt war und ich mit keiner Besserung rechnen konnte. Daraufhin stellte eine ärztliche Kommission Arbeitsuntauglichkeit fest, was eine frühzeitige Entlassung bedeutete.

Inzwischen waren wir in Foggia zum Flugplatzbau eingesetzt. Von hier wurde ich mit einem zweiten Gefangenen, auf

Munitionskästen sitzend, in einem kleinen Militärflugzeug nach Pisa geflogen. Mein Begleiter war als „Stifter“ (Flüchtling) erwischt worden.

Angeblich fehlten meine Papiere, so wurden wir beide in das berüchtigte „Steinlager“ verfrachtet. Es war ein schattenloses Camp. Der Boden bestand aus grobem Rollschotter. Bei Einbruch der Dunkelheit mussten Zweimannzelte als Schlafstellen errichtet werden. Da jeder Mann nur eine Decke besaß, war das Liegen auf den Steinen eine Qual. Noch dazu waren die Nächte kalt. Beim Morgengrauen mussten

die Zelte abgebaut werden. Da erhielten wir als Tagesverpflegung ein Kochgeschirr voll Wasser und einen Viertelwecken Brot. Tagsüber wurde man von der Sonne fast gebraten. Wer beim Sitzen erwischt wurde, bekam tags darauf weder Brot noch Wasser. Zum Glück trafen nach drei Tagen meine Papiere ein und retteten mich aus dem Steinlager. Ende Juli 1946 kam ich in ein Lager in Hallein. Nach vierzehntägigem Aufenthalt fuhren wir in einem Personenzug in Richtung Niederösterreich, an der Ennsbrücke übernahm uns russisches Militär. In Wiener Neustadt waren wir endlich wieder freie Menschen.

Wieder daheim

Auch zu Hause waren die Kriegsspuren unübersehbar. Über die Bergkämme vom Schneeberg zum Unterberg war die letzte deutsche Front verlaufen. Die Bewohner der Täler hatten auf russischen Befehl die Häuser verlassen müssen. Als sie am 10. Mai 1945 zurückkehren durften, gab es weder ein lebendes Stück Nutzvieh noch ein Haustier. Niedergebrannt wurden bei uns zum Glück nur die Bienenhütte und ein Streifen des hinter dem Haus gelegenen Waldes bis hinauf zu den Felsen.

Mich empfingen auch die Erzählungen über die letzten Kampfhandlungen und die

Probleme mit der Besatzung (Tötung, Vergewaltigung, Raub).

Es gab viel zu tun. Im Stall stand zwar bald wieder eine Kuh, doch es dauert einige Jahre, bis die Rückstände aufgeholt und die Zerstörungen beseitigt waren. Für Geld war kaum etwas zu bekommen, das ging nur am Schwarzmarkt zu hohen Preisen. Daher war man auf Tauschgeschäfte mit Holz und Heu angewiesen. Auf Waffenbesitz stand zwar die Todesstrafe, gewildert wurde aber trotzdem. Für eine kurze Zeit legte auch ich mir ein Gewehr zu, um Fleisch auf den Speisezettel zu bringen.

Es geht bergauf

Als sich die Zeit zu normalisieren begann, gründete die bäuerliche Jugend Gutensteins das „Ländliche Fortbildungswerk“. Ich wurde zum Sprengelleiter, ein Jahr darauf zum Bezirks-Obmann gewählt. Neben dem Volkstanzen ließen wir den traditionellen Bauernball wieder aufleben. Bei einem Landes-Sagenwettbewerb erhielt ich den ersten Preis. Das gab mir Auftrieb, weiter zu schreiben. Auch Feriengäste kamen wieder ins Haus, etwa der niederösterreichische Landeshistoriker Prof. Dr. Walter Pongratz. Er ermöglichte mir die Veröffentlichung von Sagen und Gedichten in der Familienbeilage der niederösterreichischen Wochenblätter

„Aus Welt und Heimat“. Nun arbeitete ich als Forstarbeiter in einer herrschaftlichen Holzknechtpasse. 1951 legte ich in der Fachschule Hohenlehen die Wald-facharbeiterprüfung ab, als Preis für den guten Erfolg erhielt ich eine Hobelzahn-Zugsäge.

Im gleichen Jahr gründete sich im Tal eine Lichtgemeinschaft. 1952 konnten die Häuser vom hiesigen E-Werk mit Gleichstrom versorgt werden. 1959 erfolgte die Übernahme der Leitung und Umstellung auf Wechselstrom durch die NEWAG, heute EVN.

Daheim gab es mit Vater Generationskonflikte. Ich entschloss mich, nochmals wegzugehen. Über Vermittlung der Landes-Landwirtschaftskammer konnte ich 1953 als Landwirtschaftsvolontär acht Monate in Schweden arbeiten.



Südschweden 1953

Mit neuen Eindrücken heimgekehrt wagte ich 1954 mit einem 15 PS Steyr-Traktor den Schritt in die gewerbliche Wirtschaft und gründete die erste landwirtschaftliche Maschinenstation weitem als zweites Standbein neben der Waldarbeit. Von da an war Freizeit knapp. Ich pflügte, mähte, schnitt und transportierte Brennholz in Lohnarbeit.

Im Fasching 1957 vermählte ich mich mit Gertrud Sall-

mannshofer vom „Grieshof“ in Rohr im Gebirge. Sie brachte die siebenjährige Tochter Gisela mit in unsere Ehe. Noch im selben Jahr begannen wir mit dem Bau eines 18 m langen Wirtschaftsgebäudes mit Garage, Werkstatt und einem großen Raum für Anhänger und Gerätschaften, notgedrungen anfangs noch als Superädifikat auf dem Grund der „Herrschaft“ Hoyos: Um 1819 hatten die Holzknechte nur den Grund, auf dem ihre Häuser standen, im Ausmaß von 100 Quadratklaftern, also ca. 350 m² kaufen dürfen. 1960 konnte ich von Hoyos 3.700 m² erwerben.

1958 wurde unser Sohn Herbert geboren, 1960 Tochter Irmgard. Von den Eltern über-



3 Generationen. 1960



1968 waren Traktor, Kreissäge und Mähbalken schon fast 15 Jahre im Einsatz

nahmen wir Haus und Wirtshauskonzession. Darauf bauten wir den Dachraum des neuen Wirtschaftsgebäudes zu 5 Doppelzimmern und einem Einbettzimmer aus. Zugleich erschlossen wir eine hoch gelegene Quelle für eine über 370 m lange Wasserleitung. So konnten wir die neuen Zimmer mit Fließwasser ausstatten. An Stelle der abgerissenen Waschküche wurde ein einstöckiges Gebäude errichtet. Im Erdgeschoß gab es nun eine geräumige Küche, Vor- und Stiegenhaus. Im ersten Stock entstanden zwei Doppel- und zwei Einbettzimmer mit kaltem und warmem Fließwasser.

Der Waldwirt

1961 gab ich das Arbeitsverhältnis als Forstarbeiter auf. Trotzdem wurde ich von Gästen, zum Teil auch aus Spaß, „Waldwirt“ genannt. So nannten wir unseren Betrieb „Gasthof zum Waldwirt“.



Die Waldwirtsleute

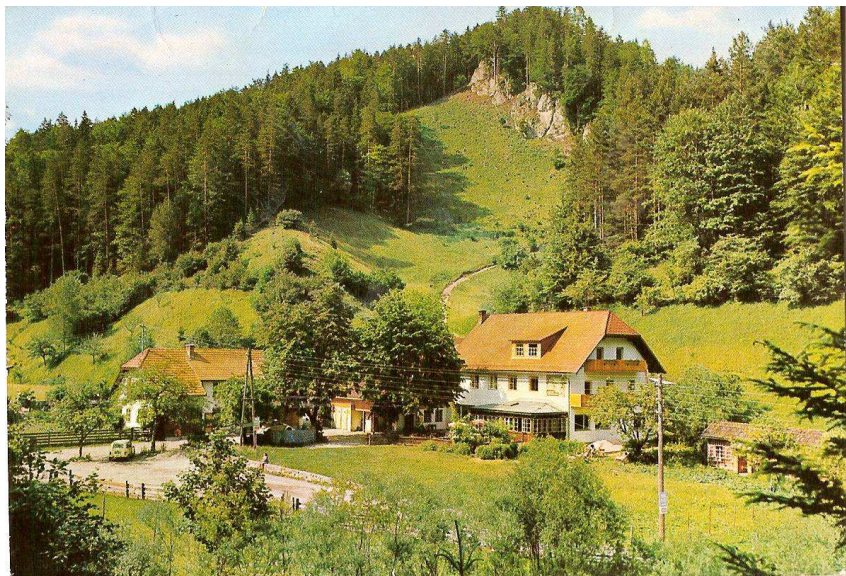
1963 wurde das alte Haus abgetragen und ebenfalls durch einen einstöckigen Zubau ersetzt, ebenerdig für eine große Gaststube und ein „Extrastüberl“, im Stock für drei Doppelzimmer. Bergseits der Gaststube gruben und schrämmten wir eine Toilettenanlage in den Hang. Mit Anschaffung eines „Wurlitzers“ wurde unser Haus neben Sommerfrische, Backendl- und Forellensstation auch ein gut besuchter Jugendtreff.

1970 legte ich den Gewerbeschein für die landwirtschaftliche Maschinenstation zurück und war nun nur mehr „der Waldwirt“. Die alte Veranda musste einem größeren Speise- und Veranstaltungssaal weichen. 1972 rissen wir das Dachgeschoß mit den Zimmern über dem erstgebauten Wirtschaftsgebäude ab, verbreiterten und stockten es für Komfortzimmer mit Bad und WC auf.

Auf vielseitiges Drängen stieg ich in die Kommunalpolitik ein, erst als Obmann des Wirtschaftsbundes, dann als geschäftsführender Gemeinderat für Fremdenverkehr. Der NÖ Gemeindevertreterverband verlieh mir die goldene Ehrenplakette, vom NÖ Wirtschaftsbund erhielt ich die silberne Ehrennadel. Im Jahr 2000 verlieh mir der Gemeinderat der Marktgemeinde Gutensteins die silberne Ehrennadel der Marktgemeinde und im Landhaus St. Pölten überreichte mir Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll die Gedenkmedaille des Landes Niederösterreich.

Tochter Gisela arbeitete nach Abschluss der Koch- und Kellner-Lehre zwei Winter im Hotel Post in Lech am Arlberg. Von 1970 bis 1975 studierte sie erfolgreich Malerei, Bildhauerei und Keramik an der Wiener Kunstschule und ist nun als freischaffende Malerin und Keramikerin tätig. Sie illustrierte einige meiner Bücher.

Tochter Irmgard besuchte die Hotelfachschule in St. Pölten und arbeitete in Kaprun und Maierhofen. Sie übernahm 1987 den Gasthof Waldwirt. Sohn Herbert schloss 1984 das Forstwirtschafts-Studium an der Universität für Bodenkultur in Wien als Dipl. Ing. ab, 1988 promovierte er. Nun verwaltet er den Forst des fürstlichen Gutes in Grafenegg.



Waldwirtshaus 1970

Meine Bücher

1968 wurden im Sammelband „Herz unter dem Helm“, Verlag Josef Faber, Krems, drei meiner aus der Kriegszeit stammenden Gedichte veröffentlicht. 1978 konnte ich mit Unterstützung der Gesellschaft der Freunde Gutensteins meinen ersten Mundart-Gedichtband veröffentlichen: „Leben und Arbeit im Wald“ (Verlag Dr. A. Schendl, Wien, 105 Seiten, samt Schallplatte mit Aufnahme des Autors). In ihm werden ländliches Brauchtum und die Arbeit im Jahreskreis dargestellt.

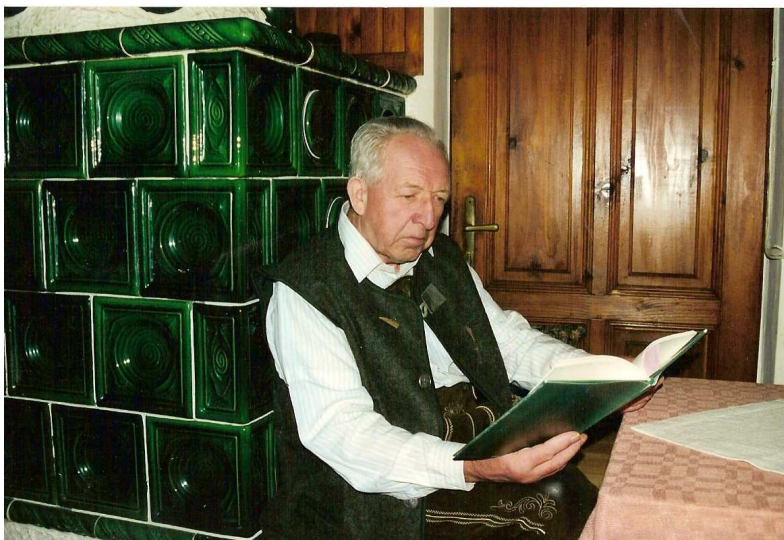
1988 erschien in der Buchreihe „Lebendiges Wort“ von Dr. Johannes Hauer der Gedichtband „Dahoam in Wald“ (64 Seiten, Verlag Welsermühl, Wels). Er enthält Mundartgedichte über Jagd, Wild, Arbeit und heitere Begebenheiten. Angeregt durch die Kriegsergebnisse in Jugoslawien verfasste ich 1996 den 62-seitigen zeitkritischen Gedichtband „Was ma einfollt was ma auffollt“ mit vielen Sonettgedichten.

Da bei uns der Vinzenzitag (22. Jänner) traditionell als „Holzknechtfeiertag“ gilt und gefeiert wird, habe ich dazu zahlreiche Gedichte und auch einen Messliedtext geschrieben. Diese Sammlung, ergänzt mit anderen Gedichten, widmete ich als Einzelband „Erinnerungen“ unserem Pfarrherrn P. Eugen M. Ferro zu seinem 70. Geburtstag. 1997 konnte die Gesellschaft der Freunde Gutensteins zur Herausgabe des Buches „Der Gutensteiner Holzknecht – Redeweise, Arbeit und Leben“, gemeinsam mit Hiltraud Ast (217 Seiten, Perlach-Verlag, Augsburg) gewonnen werden.

Nach sich über Jahre erstreckender Quellensuche konnte ich mir 2001 einen Herzenswunsch erfüllen und den geschichtlichen Werdegang meines Heimattals vom

Ur- und Bannwald der Babenberger bis zur heutigen Kultur- und Erholungslandschaft darstellen: „Steinapiesting - Chronik einer Holzknecht-Siedlung“ (261 Seiten, Eigenverlag).

2002 folgte die Sammlung „Sagen“, darin finden sich auf 49 Seiten Sagen aus Gutenstein, Rohr im Gebirge, Muggendorf und Furth an der Triesting. Ende 2002 erschien



Literaturabend

auf 58 Seiten in „Zünd aun a Laterndl“ Gedichte und Geschichten um Weihnachten.

2004 folgte „Wetterleuchten“ mit Wetterregeln, Lostagen und Sprichwörtern (162 Seiten), 2006 „Entas Bäch huckt a Henn“, ein unterhaltsames Wörter- und Lesebuch mit ca. 3.800 erläuterten Begriffen der Mundart zwischen Wienerwald und Mariazellerland, beide in der Edition Weinviertel, Gössing am Wagram. Ebenfalls 2006 erschien das Büchlein „Holz nach Tal. Waldarbeit einst“ (67 Seiten), 2007 der Mundart-Gedichtband „Ernte“ (127 Seiten).

Sollte mir das Schicksal die Zeit gewähren, hoffe ich, noch einige Manuskripte veröffentlichen zu können, die schon in meinem Computer warten.

Sepp Tiefenbacher